



Nicolas Verdán

**Doktor
Hirschfelds
Patient**

Roman

**übersetzt
von Hilde Fieguth**

verlag die brotsuppe

Nicolas Verdan
Dr. Hirschfelds Patient

verlag die brotsuppe





Nicolas Verdan

Dr. Hirschfelds Patient

Roman

übersetzt aus dem Französischen
von Hilde Fieguth

verlag die brotsuppe



Kapitel 1

Berlin, 28. Februar 1933

Marinus, der vom Meer kommt. Marinus van der Lubbe, vierundzwanzig Jahre alt, holländischer Staatsbürger, Tramper. Schon hatten die Nazis ihren Schuldigen: ein Bursche mit struppigem Haar, nacktem Oberkörper, der gestern Abend durch den brennenden Reichstag geirrt war. Laut Zeitungsmeldungen wurde er festgenommen, als er gerade schweißgebadet, verstört aus dem Bismarck-Saal kam. An diesem Morgen sagten die Schlagzeilen einhellig: Der Brandstifter ist Kommunist. Kommunist und Homosexueller.

Magnus, der Große. Magnus Hirschfeld, fünfundsechzig Jahre alt, deutscher Staatsbürger, Sexualwissenschaftler, Gründer des Instituts für Sexualwissenschaft. Erklärter Feind des Reichs: einer, der Unzucht treibt, der die Jugend verdirbt. Homosexueller. Jude. Auf Reisen. Die Gestapo präziserte: Rückkehr nach Deutschland ungewiss.

Zwischen dem Reichstag bzw. dem, was von ihm übrig war, und der ehemaligen Stadtvilla des Fürsten Hatzfeld, in dem heute das Institut für Sexualforschung untergebracht ist, lagen nur sechshundert Meter. Eine kurze Strecke, die zu dieser späten Stunde ein Mann zurücklegte, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den Lauf der Dinge zu korrigieren. Nicht, dass er sich der Einführung der neuen Macht widersetzen wollte. Im Gegenteil, seine Uniform, die er heute Abend unter Straßenmantel und elegantem Hut mit breiter Krempe

versteckte, bezeugte seinen unbedingten Glauben an die Ordnung, die sich unter dem Zeichen des Hakenkreuzes etablierte. Denn genau deshalb, weil er seinen Rang in der Waffen-SS bewahren wollte, würde dieser Mann im nächsten Augenblick ins Institut für Sexualwissenschaft einbrechen. Er musste um jeden Preis den Ermittlern der Geheimen Staatspolizei zuvorkommen.

Von Marinus van der Lubbe wusste er nichts. Er kannte nur sein Konterfei, das in den Kommunikués des *Preußischen Pressedienstes* verbreitet wurde. Von Magnus Hirschfeld hingegen bewahrte er die schreckliche Erinnerung an Spaziergänge im Tiergarten. Nach einem ersten Empfang in seinem luxuriösen Büro hatte ihm der Doktor eine Reihe von Konsultationen im Freien vorgeschlagen. Das war sein Stil. Er nahm seine Patienten am Arm und führte sie die Parkalleen entlang. Der Doktor meinte, beim Gehen plaudere es sich leichter als beim Sitzen im Sessel. Bei der ersten Konsultation im Freien waren die Worte von ganz allein gekommen, das stimmt. Er hatte ihm sagen können, was ihn bewegte. Der Doktor hörte zu, nickte, ermutigte ihn, alles zu erzählen. Zu seiner großen Überraschung sagte er, dass sein Fall nichts Besonderes sei. Er sei nicht krank, er habe sich nichts vorzuwerfen.

Nur das Wort »Fall« war ihm im Gedächtnis geblieben. Sehr schnell fühlte er sich vom Doktor katalogisiert, der ihm unermüdlich zusetzte und sagte, seine Triebe seien normal. Er brauche sich nichts übelzunehmen, andere täten das Gleiche wie er. Damals glaubte er noch, sich davon befreien, Schluss machen zu können mit seinen Fantasien. Der Doktor benahm sich ihm gegenüber so, als sei er ein Spezimen, dazu da, seine Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur zu vervollständigen.

Diese Spaziergänge hatten eine Weile gedauert. Der Doktor hatte zehn Konsultationen festgelegt und schien immer ein gewisses Vergnügen beim Kontakt mit ihm zu empfinden. Wenn sie in die Nähe des Zoos kamen, drückte er ihm manchmal mit seinen wulstigen Fingern das Handgelenk und zeigte komplizenhaft auf im Gebüsch versteckte Männer. Was die Unterhaltung zum Stocken brachte. An einem Sommertag ließ sich Magnus Hirschfeld sogar von einem jungen Arbeiter ablenken, der sich vor dem Eingang der öffentlichen Toiletten aufgestellt hatte und ihnen vielsagend zuzwinkerte. Mit einem Lächeln auf den Lippen und wie bedauernd seufzend machte ihm der Doktor ein Zeichen mit dem Zeigefinger, als ob er einem ungehorsamen Schüler drohen wollte: »Ach, diese kleinen Arbeitslosenschlingel! Zu allem bereit für ein paar Mark.« Ohne sich für diese Unterbrechung zu entschuldigen, fuhr er fort: »Wo waren wir stehengeblieben, junger Mann? Sie sagten mir, dass Ihre Gelüste immer wiederkommen?«

Der Mann kam an der Kroll-Oper vorüber. Diese ehemalige Residenz des Opernensembles und des Preußischen Staatsballetts war vor zwei Jahren unter den Klängen der Schlussmelodie aus der *Hochzeit des Figaro* geschlossen worden. Es ging das Gerücht, die Nazis wollten daraus den neuen Reichstag machen. Mehrere an die Gebäudewand gelehnte Gerüststangen ließen die unmittelbar bevorstehenden Baumaßnahmen erahnen.

Zum Pfiff einer Lokomotive erklang im gleichen Augenblick das Schlagwerk einer Uhr. Die St. Johanniskirche, ein wenig weiter weg in Richtung Moabit, schlug Mitternacht. Auf der anderen Seite der Spree fuhr fauchend ein Zug in den Lehrter Bahnhof ein.

Der Mann war vor einem neoklassizistischen Gebäude angekommen, die Eckfenster der imposanten Fassade zeigten auf die Kreuzung *Beethovenstraße – In den Zelten*. Seit Jahren hatte er nicht mehr vor dem Institut für Sexualwissenschaft gestanden. Sein letztes Treffen mit dem Doktor ging auf 1924 zurück. Kurz bevor er zur SS gegangen war. Der Hass, der sich bei ihm auf Magnus Hirschfeld entwickelt hatte, wurde jetzt noch durch die Gefahr verstärkt, die plötzliche Wut der Nazis auf den Arzt könnte auf ihn zurückfallen. Sein Name stand bestimmt in den Fragebögen, die der Doktor von allen seinen Patienten ausfüllen ließ. Eine Liste mit fast fünfzehntausend Namen. Er musste sie so schnell wie möglich an sich bringen.

Der blasslila Himmel verschwand in den Ufernebeln und die Parkbäume bildeten eine dichte braune Linie, weiß gestreift von den Stämmen der Birken skelette. Der Mann hielt sich in ihrem Schatten, als hinter der Straße *In den Zelten* eine Frau auftauchte, eingemummelt in einen Mantel mit Pelzkragen. Gebückt, aber großgewachsen, ging sie mit unsicheren Schrittschritten voran, behindert von ihren hochhackigen Stiefeletten. Vor dem Eingangsportal blieb sie stehen und wühlte in der Handtasche. Sie konnte ihn nicht sehen. Der Mann war aus dem Park getreten und verbarg sich schnell hinter den zwei Linden auf dem Trottoir.

Die Frau zog einen Schlüsselbund hervor, dann drehte sie sich um, als ob sie ein Geräusch gehört hätte. Ihr Schatten warf eine riesige Silhouette die ganze Straße hinunter bis zum Rand des Tiergartens. Er wartete, bis sie den Schlüssel in der massiven zweiflügeligen Tür umgedreht hatte, dann schlug er sie nieder. Er zog sie ins Haus, knebelte und fesselte sie. Ohne seine Hand-

schuhe auszuziehen, wühlte er in ihren Taschen und stieß sie mit dem Fuß unter eine am Heizkörper stehende Bank. Dann durchquerte er das Vestibül und stieg die Marmortreppe hinauf. Er ging geradewegs auf eine Tür mit dem Schild *Dr. Magnus Hirschfeld* zu. Sie war nicht abgeschlossen. Das Zimmer, auf der Höhe der Straßenlaternen gelegen, war in gelbliches Licht getaucht, gerade hell genug, um eine Sammlung von Fotografien zu beleuchten, die eine ganze Wand bedeckte. Paarweise angeordnet, auf schwarzem Grund – nichts an der Präsentation war dem Zufall überlassen. Eine Reihe von Männern oder Frauen war zu sehen, die sich, bekleidet oder nackt, gegenüberstanden.

Aus der Nähe betrachtet bestand jedes dieser Paare aus ein und derselben Person, einmal mit maskulinem Aussehen, einmal mit femininem. Auf der linken Seite zeigte ein Herr im Smoking ein trauriges Gesicht, während er auf der rechten Seite in einem einfachen Kleid aus grobem Stoff strahlend lächelte. Hier saß er an einem Spinnrad mit einem Wollknäuel in der Hand, die langen Haare mit einem Band zusammengehalten.

In stolzer Haltung, einen Arm im Rücken, den anderen auf den Oberschenkel gelegt wie ein ruhender Fechter, schien ein Mann auf die Anweisung des Fotografen zu warten. Auf einem anderen Abzug präsentierte dieselbe Person, nackt, einen Arm in Schulterhöhe, als hielte sie ein unsichtbares Schwert, zwei winzige Brüste und eine Vagina.

Auf einer Fotografie in größerem Format war ein bärtiger Mann im Frack und mit riesiger Brille zu sehen, der mit seinen wulstigen Händen die Lippen eines weiblichen Geschlechts auseinanderbreitet und einen winzigen

Penis hinauszieht. Allem Anschein nach ein Arzt, der, auf einem Hocker sitzend, sich über eine Patientin beugt, die auf einem Lehnstuhl mit gestreiftem Stoff liegt, den Kopf nach hinten auf die Lehne gelegt und die Beine gespreizt. Sie trägt kunstseidene Strümpfe, die auf der Wade von einem Gummiband gehalten werden. In dicken Lettern stand darunter: Dr. Magnus Hirschfeld, *Sexual Transitions*, *Sexes intermédiaires*, *Sexuelle Zwischenstufen*.

Er erkannte den Formalingeruch wieder, der ihm beim ersten Treffen mit dem Doktor in die Nase gestiegen war. In Augenhöhe standen auf Regalen Glasgefäße nebeneinander. Auf den Etiketten stand: männliche Organe des Pseudo-Hermaphroditen. Der Blick des Mannes fiel auf einen Rollsekretär aus hellem Holz. Er zog einen Dolch aus der Manteltasche, schob die Klinge in das Schloss und brach es auf. Er wartete einige Sekunden, hoffend, niemanden im Haus geweckt zu haben. Aber er nahm nur das Ticktack einer Wanduhr wahr. Sie zeigte zwanzig vor eins. Die Frau unter der Bank würde bald wieder zu Bewusstsein kommen.

Gebückt schob er das Holzrollo in die Höhe, von dem der Geruch nach Zigarre und Phenolsäure ausging: Die gesamte Erinnerung an Dr. Hirschfeld und seine Zukunftsprojekte schienen gegenwärtig. Mit Hilfe seines Feuerzeugs begann er, die Ordner zu überprüfen: Bedeutung der Drüsen, Entwicklung des menschlichen Embryos, Einfluss des Spermas auf das weibliche Blut ...

Erregt machte er weiter mit seiner Suche: Libido, Erektion, geistige Behinderung, Fetischismus, Typ perfekte Ehe, Metatropismus ...

Nun ging er in die Knie, stützte sich mit einer Hand auf den Rand des Sekretärs, die andere führte er langsam

weiter, brachte die Flamme näher, wenn sich die Buchstaben im Dunkel verloren. Mit einem Satz sprang er auf. Er hatte die Schublade gefunden, in der der Doktor seine Fragebogen aufbewahrte. Er öffnete sie und stieß einen Fluch aus. Sie war leer. Alle ärztlichen Dossiers waren verschwunden.

Dorchen, der treu ergebene Diener des Instituts für Sexualwissenschaft, war wieder zu Bewusstsein gekommen. Sie biss auf ihren Knebel, konnte aber nur leise Laute von sich geben. In Panik befürchtete sie das Schlimmste: »Und wenn das ein Vergewaltiger ist, der sich über die Pensionäre im zweiten Stock hermachen will?«

Doktor Hirschfeld war in der Schweiz. Er kam gerade von einer langen Reise aus Asien zurück. Karl Giese, sein Partner, der das Institut in seiner Abwesenheit leitete, hatte ihm von einer Rückkehr nach Berlin abgeraten. Die Dinge hatten sich seit seiner Abreise verändert. Magnus Hirschfeld war in Deutschland nicht mehr willkommen. Als Jude und Homosexueller hatte er zwei gute Gründe, seine Rückkehr aufzuschieben.

Ein Uhr auf dem Glockenturm in Moabit. Die Hausangestellte hörte den Glockenschlag deutlich, dann das Geräusch von Schritten auf der Treppe. Sie glaubte, wieder in Ohnmacht zu fallen, als sie zwei Stiefel erblickte, die auf der Höhe ihres Gesichts stehenblieben.

Der Einbrecher war also immer noch da. Sie spürte seinen Geruch nach Wachs und feuchter Wolle. Er machte einen Schritt vorwärts. Gerade noch hörte sie das Kratzen einer Schuhsohle auf den Fliesen, dann spürte sie einen stechenden Schmerz im Unterleib.



Kapitel 2

Tel Aviv, 28. August 1958

Männerkörper haben ihn immer fasziniert. Heute morgen, in der Ben-Yehuda-Straße, ist es eine Hand. Eine braune Hand, geädert, mit schwarzen Haaren übersät, auf denen Schweißtröpfchen perlen. Eine Hand auf einem Gewehrkolben.

Der Tag hat gut angefangen, sagt sich Karl. Die Hand ist kräftig, schön in ihrer Anspannung. Aber die Augenfarbe des Soldaten könnte Karl nicht nennen. Schon seit langem schaut er nicht mehr in die Gesichter. Das gehört sich nicht.

In der Stadt herrscht Hochbetrieb. Der erste Supermarkt in der Geschichte Israels öffnet seine Pforten um zehn Uhr. Das *Supersol* empfängt seine ersten Kunden mit großem Pomp. Schon seit Tagen wird im Radio das Ereignis angekündigt: »Jeder Kunde kann sich selbst bedienen und mit eigenen Händen das nehmen, was er braucht.«

Als durch ein Mikrophon das Signal zur Eröffnung ertönt, stürzt sich die vor dem Eingang angesammelte Menge zum Klang jazziger Musik in die Abteilungen des Warenhauses. Karl zuckt mit den Schultern, er hat Zeit. Er braucht einen elektrischen Rasierapparat, nichts sonst. Eine Untreue seinem Friseur gegenüber, einem nervtötenden Sepharden, der etwas weiter oben sein Geschäft hat. Wenn Karl sich noch länger die Erinnerungen an 1948 in der Haganah angehört hätte, dann hätte er noch gelernt, wie man Bomben aus Insektenvernichtungspulver und Kaliumchlorat herstellt.

Es staut sich in den Gängen des *Supersol*. Die Israelis entdecken die Selbstbedienung. Noch ein Sieg Tel Avivs über den Orient.

Das letzte Mal hatte Karl im Dezember 1933 *Karstadt*, ein großes Warenhaus, betreten. Die U-Bahn hielt direkt unter dem Geschäft, genau am Ausgang *Metropolis*, was Kreuzberg das Flair eines UFA-Studios gab. Als Karl die Rolltreppe hinauffuhr – die erste ihrer Art in Berlin – war ihm sofort klar, dass etwas nicht stimmte. Grinsende SA-Männer patrouillierten in den U-Bahngängen und trugen Transparente an Schnüren um den Hals: »*Kauft nicht bei Juden*«. Unter ihnen erkannte er einen jungen Mann, dem er regelmäßig in der Cosy-Bar begegnete, einem Nachtclub am Halleschen Ufer, wo die Wände mit Fotos von Boxern und Radfahrern bedeckt waren. In den Abteilungen im *Karstadt* kam er an weinenden Verkäuferinnen vorbei. Die Direktion, die beweisen musste, dass sie einen »christlichen Handel« führte, warf alle Angestellten jüdischer Abstammung hinaus.

Große Geschäfte, diese Schaufenster von Städten, die im Entstehen begriffen sind, sagen viel über die herrschende Macht aus. Mit seinen acht Stockwerken, in denen sich Büros und Wohnungen befinden, ist das *Supersol* eine amerikanische Botschaft im Gelobten Land. Seine Hässlichkeit wird die zu glatte Eleganz Tel Avivs durcheinanderbringen. Dagegen hat Karl nichts. Er hat sich nie auf diese Gartenstadt eingelassen, deren regelmäßige und luftige Anlage der humanistischen Vision der deutschen Einwanderer entspricht, wie er einer ist.

Immer die Erinnerung an die verrußten Straßen *Mittleuropas* im Sinn, haben sich die Architekten mit ihren deutschklingenden Namen einmal am Strand Tel Avivs

zusammengesetzt. Sie waren vor dem Nationalsozialismus geflüchtet und nun fest entschlossen, Schluss zu machen mit dem Ghettowesen. Sie holten einen Satz Holzwürfel und neue Bauklötze, gefertigt im heimatischen Deutschland, aus der Aktentasche. Indem sie die Weiße Stadt erbauten, haben diese *Formmeister* die demütigenden Hinterhöfe, die Sackgassen, in denen das jüdische Volk vegetierte, verbannt. Dank ihnen gibt es unter den Dächern nicht mehr diese staubigen Dachböden, in denen die Erinnerung an einen endlosen Exodus moderte. Von nun an haben die Häuser eine Dachterrasse. Dort schläft man unterm Sternenhimmel und empfängt bei Sonnenuntergang seine Freunde.

Eingeschlossen von Promenadendecks sind ihre Passagierschiffe aus nacktem Beton fest auf der Erde veräut. Sie blicken auf ein Meer, das kein Ziel verheißt, ein Meer, das kein Fernweh weckt. Niemand denkt daran, ein gelobtes Land zu verlassen.

In diesem lichtdurchfluteten Zuhause mit seiner revanchistischen Klarheit konnte Karl nie heimisch werden. Am hellen Mittag projizierte er auf den Schirm der blendend weißen Mauern von Tel Aviv einen stummen Heimwehfilm: eine Stadt, eine echte Stadt erschien, zitternd im gelben Licht der Gaslaternen. Die Kommandantenstraße, eine Straße unter vielen. Es regnet. Im Spiegel einer Pfütze kräuselt sich die Fassade Nummer zweiundsiebzig. Rote Buchstaben schweben auf dunklem Wasser: *Zauberflöte*.

Ein Transvestit in schwarzem Spitzengewand und roter Fliege zieht an der Kordel. Die Straße verschwindet hinter dem Räderwerk. Eine Kulisse folgt auf die andere. An der Bar des Nachtlokals schlägt eine cremeglänzende

Animierdame kokett die Beine übereinander. Eine blaue Rauchsäule steigt aus einem Bakelit-Aschenbecher voller brauner Zigarettenspitzen hoch.

Tonlos spielt das Orchester. Es sind viele Matrosen in dem Raum, alles keine echten, die engen Unterhemden kleben auf schwächtigen Oberkörpern. Die Soldaten sind echt, die Kappen auf die Stirn gerückt, den Uniformrock aufgeknöpft.

Paare tanzen zwischen den runden Tischen, die Augen hinter schwarzen Halbmasken versteckt, Männer heben die Röcke hoch und rücken die Perücken zurecht. Unter hochgeschlagenen Tischtüchern krabbeln mit hochgerecktem Hintern dicke Blondinen. Sie spielen Eisenbahn mit monokeltragenden Herren, denen die Ziehharmonikahosen bis zu den Waden hinunterhängen. Rosa Federn umkränzen Bubiköpfe, Glasschmuck hängt an wulstigen Händen, die in mit Watte ausgestopften Oberteilen wühlen, zerknitterte Kleider bedecken das vom Ball der gewichsten Stiefel zertrampelte Parkett. Eine Frau prunkt mit dicken Zäpfchen auf ihrem Rock: auf Seide gestickte Zeppeline.

Aber Berlin gibt es schon nicht mehr. In einer letzten Anstrengung lässt der Transvestit die Muskeln spielen. Er dreht die Kulisse der Stadt immer noch weiter und weiter, während die Pissoirs schon geschlossen sind, die Liebe unter den Eisenbahnbrücken im Lärm der Panzerkolonnen auf dem Weg an die Ostfront verloren gegangen ist. Bücher brennen auf dem Opernplatz, alle Bücher von Hirschfeld, auch die von Freud, eine Synagoge geht in Rauch auf, Fensterscheiben zerbrechen. Männer in Netzstrümpfen müssen sich verstecken, sie vertauschen ihre Pumps gegen soldatische Schnürstiefel. Die Tunten

stehen jetzt auf der Straße, die Verrückten verkleiden sich, aber andersherum. Sie ziehen Hosen an, die sie in die Koffer geräumt hatten, in denen sie nun ihre Spitzen unter Haufen schmutziger Wäsche verstecken. Peitschen schlagen nicht mehr auf willige Hintern. Sie treffen jetzt die nackten Rücken der Schwulen in den Zellen im KZ Columbia-Haus, einem Konzentrationslager mitten in Berlin.

Seit dieser Zeit hat Karl das Gefühl, sich in einem Ruinenfeld zu bewegen. In Palästina hat er das von Doktor Hirschfeld beschriebene irdische Paradies nicht gefunden. Er hat ihn noch im Ohr, wie er die Grazie der jungen Zionisten besingt: »In ihrem einfachen Gewand, ohne Kopfbedeckung, Hals und Füße nackt, zeigen sie sich so voller Freude und Energie, dass sie alle die in diesem Alter so häufigen Hemmungen und Minderwertigkeitsgefühle überwunden zu haben scheinen.« Israel? Ein Paradies für Juden, schon möglich. Für Schwule jedenfalls nicht. Erwartungsgemäß schließt das Paradies seine Pforten immer für das vorherige Leben.

Wenn Karl hier in Israel nur eine Hand gefunden hätte, die er hätte drücken können. Eine Hand wie die des Soldaten vorhin, die er nicht losließe, bis er es endlich wagen würde, in das Gesicht des Engels zu schauen.

Nicht, dass er es nicht versucht hätte. Einmal lud Karl einen Kollegen zu einem Glas ins Restaurant *Sapphire* in der Bialik-Straße ein. Einer, kaum jünger als er selbst. Er war, wie er, auf das Bodenrecht spezialisiert. Ein blühendes Geschäft. Das war im Frühjahr 1944. Die Nachricht von einer möglichen Landung in Frankreich erregte die Gemüter. In Tel Aviv war gerade das Cameri-Theater eröffnet worden. Es herrschte Feststimmung. Auf der

Terrasse des Restaurants war der Krieg weit weg. Ein leichter Wind hob die Serviette über dem Eiskübel mit einer Flasche Rosé hoch. Moshe, er hieß Moshe, Karl fällt es jetzt ein. Er war ein schöner Typ, muskulös, fast kahl, aber mit Geschmack genug, sich die Schläfen und den Nacken zu rasieren. Er sprach viel und sehr schnell. Oft wischte er sich die Stirn mit einem roten Taschentuch, das in seinem eleganten Blazer aus feiner Wolle und Seide steckte. Einmal hatte Moshes Hand flüchtig die von Karl berührt. Er hätte nicht sagen können, ob es Absicht war. Karl hatte nicht gewagt, ihn zu sich einzuladen. Er war seit jenem Tag 1940 misstrauisch geworden. Als er sich hatte hinreißen lassen. Es war das erste Mal gewesen, dass er es seit seiner Ankunft 1939 versucht hatte. Der Typ hatte ihm mit der Faust ins Gesicht geschlagen, vor allen Gästen in dem Restaurant am Ufer des Meers. Und ihn als schwule Sau beschimpft.

Schwule Sau. In Berlin hatte man am Ende »schwule Judensau« zu ihm gesagt. Ein Fortschritt.

Ein oder zwei Mal hatte er sich noch zu erkennen gegeben. Mit einem Elektriker bei sich zuhause, das hatte nichts gebracht. Der Kerl hatte mit den Schultern gezuckt und war pfeifend gegangen.

Seine bitterste Erfahrung ging auf 1951 zurück. Da hatte er bei einem Ausflug in einen Kibbuz sein Glück versucht. Der junge Mann trug mit nacktem Oberkörper einen Gerüstbalken auf ein Dach. Die Sonne brannte vom Himmel herab. Karl, ermutigt vom Lächeln des Arbeiters, machte ihm ein Kompliment für seine Muskeln. Der Typ war dann die Leiter heruntergekommen. Eigentlich ein Knabe. Er lächelte über das ganze Gesicht, stolz wie ein Pfau.

»Das ist noch gar nichts!«, sagte er. Mit einem Fuß auf der Werkzeugkiste, den Ellbogen auf den Schenkel gestemmt, ließ er seinen Bizeps vor Karls verblüfften Augen spielen.

»Aber sag mal, du bist doch nicht schwul?«, hatte er hinzugefügt und dabei laut aufgelacht.

Der Organisator des Ausflugs hatte die Szene miterlebt. Er nahm Karl beiseite, an der Tür zum Autobus auf dem Busbahnhof in Tel Aviv glaubte er, sich erlauben zu können, ihn ins Gebet zu nehmen.

»Wir sind hier in Israel. Machen Sie nie wieder einen solchen Zirkus. Das kann Sie ganz schön in Schwierigkeiten bringen.«

Karl hatte geweint. Und sich an diesem Abend auf seinen blendend weißen Balkon gesetzt. Er glaubte langsam, dass er 1939 das falsche Schiff erwischte hatte. Oder jedenfalls den falschen Zufluchtshafen. Bis Tagesanbruch rauchte er englische Zigaretten. Ihr süßlicher Geschmack weckte die Erinnerung an die wohltuenden Dünste der Nachtclubs. In der Morgendämmerung sprühte er ein altes, aus Berlin mitgebrachtes Parfum auf den Oberkörper. Diesen Flakon und einige Relikte seiner Transvestitenkostüme bewahrte er in einem Kofferchen auf.

Die Palmen unten an der Straße reckten sich in den ersten Sonnenstrahlen in die Höhe. Die Aussicht auf glühende Hitze versetzte die raschelnden Eukalyptuszwige in Angst und Schrecken.

Er hatte sich über das Geländer gebeugt und sich gefragt, welchen Eindruck wohl sein parfümierter Körper mit gebrochenen Gliedern auf dem Zementboden vor dem Eingang des Mietshauses machen würde: eine duftende Leiche eben. Bei dieser Vorstellung lächelte er. Eine

Nilgans war vom Dach eines Nachbarhauses hochgeflogen. Es roch nach Bewässerung. Nein, Karl würde nicht vom Balkon springen. Dazu hatte er zu sehr gekämpft in seinem Leben. Er hatte gewusst, wie man den *Meistersingern*, den Erpressern ausweicht, die nachts im Tiergartendickicht auflauerten. Er hatte die Kripo abgehängt, die in den Cabarets von Berlin die Hundertfünfundsiebzig aufspürte. Gerade noch war er mit erschrockenen Transvestiten durch die Künstlerloge entkommen.

Ein Club nach dem anderen machte zu. Das Nachtleben war unter Verschluss. Plakate mit »Wählt Hitler, Liste 1!« ersetzten die Fotos von den Aufführungen in den Vitrinen. Der Vorhang war für immer gefallen. Jede Erinnerung ausgelöscht unter den roten Banderolen mit dem Hakenkreuz im weißen Kreis, die nun die Fenster des *Eldorado* bedeckten.

An einem Sommertag, strahlend wie der Morgen heute in Tel Aviv, wäre er beinahe von den Hunden der SS zerfleischt worden, die auf die Picknickdecke am Wannseeufer losgelassen wurden. Karl war nackt in den Wald gerannt. Karl war ihnen immer entkommen. Er war sogar Anton von der Gestapo entkommen.

Anton hatte ein schönes, glattes, bartloses Gesicht. Anton lächelte nicht, er sah aus wie ein trauriges resigniertes Kind. Als er die Tür zum Keller in *Spielberg* aufstieß, brüllte er nicht wie seine Kollegen.

Er sagte: »Hallo Karl, ich heiße Anton.« Zog seine Jacke aus und krepelte die Hemdärmel hoch.

Anton zündete sich eine Zigarette an. Ohne Eile holte er die Elektroden.

Anton näherte sich Karl behutsam. Karl stand aufrecht mit gekreuzten Armen, die Handgelenke in Handschel-

len, die direkt in die von Feuchtigkeit triefende Sandsteinwand eingelassen waren. Anton blies ihm nicht wie die anderen in den Büros oben den Rauch ins Gesicht.

Anton zog ihm sacht die Hosen herunter.

Anton handelte umsichtig, schaute ihn nicht an. Als er die Elektroden an seinem Hodensack befestigte, schien er eine Stelle hinter ihm zu fixieren.

Anton beschimpfte ihn nicht. Er nannte ihn nicht »schwule Judensau«.

Anton war so jung. Keine dreißig. Er trat, was seine Arbeit betraf, jedoch sehr selbstsicher auf.

Anton machte kein Hehl daraus, er liebte es, jemanden leiden zu sehen, und dafür war er da, vor Karl, darauf bedacht, es richtig zu machen. Er liebte Karls Leiden, er eignete es sich an, es war sein eigenes.

Anton fragte ihn nichts. Die anderen hatten versucht, ihm Geständnisse zu entreißen. Sie wollten wissen, wo Dr. Hirschfelds Fragebögen hingekommen seien.

Anton hingegen wollte nur weh tun. Anton wollte seine Henkersarbeit bis zum Schluss durchziehen. Er hätte Karl gern sterben gesehen. Karl, kaputt, zerrissen vom Schmerz, die Beine von Exkrementen bedeckt, die Anton zwischen zwei Elektrodeneinsätzen mit einem feuchten Schwamm abgewischt hätte.

Anton hätte Karl getötet, wenn nicht das Telefon an der Wand geklingelt hätte.

Anton nahm den Hörer ab. Er sagte etwas, schien erstaunt zu sein. Oder vielmehr enttäuscht. Aber Karl hörte nichts mehr. Sah nur noch die nackte Glühbirne an der Decke kreisen, dieses grelle Licht, das seinen dröhnenden Kopf in Brand steckte. Der Schmerz im Bauch war fürchterlich. Karl wurde ohnmächtig.

Einige Wochen danach fand Karl sich auf einem Schiff nach Palästina wieder. Das war im März 1939. Karl hatte nicht geredet. Jemand jedoch hatte den Befehl zu seiner Freilassung gegeben. Karl will sich nicht mehr daran erinnern. Er hatte keine Wahl. Er war zum Exil verdammt. Das Schiff nahm nur Juden wie ihn auf. Der Dampfer würde gleich die Anker lichten. Richtung Haifa. Auf dem Heck stand in hebräischen Buchstaben sein Name: »Tel Aviv«. Er fuhr unter deutscher Flagge. Das Hakenkreuz flatterte oben am Mast. Es war das letzte Jahr, in dem die Nazis mit den Zionisten zusammenarbeiteten, um die jüdische Einwanderung in Palästina zu unterstützen. Bei der Abfahrt, beim Ertönen der Sirene war niemand da, der mit dem Taschentuch gewinkt hätte. Auf den Kais patrouillierten zwei Soldaten der Kriegsmarine mit ihren Dobermännern. Sie waren in den Rauchschwaden der Schlepper verschwunden.

Die Menge strömt immer noch in das *Supersol*. Karl begibt sich mit seinem Rasierapparat an die Kasse. Dann geht er in der Ben-Yehuda-Straße auf ein kleines Café genau gegenüber zu. Die Händler des Quartiers halten hier Kriegsrat, wütend über die neue Konkurrenz, deren acht Stockwerke den Souk in Schatten tauchen.

Karl schlängelt sich durch die Korbstühle und findet schließlich ein rundes Tischchen. Er bestellt ein Bier. Die Hitze ist bereits drückend. Ein Wind vom Meer her macht aus der Straße einen Backofen. Karl wechselt den Platz, er setzt sich ins Innere. Ein bauchiger Kühlschrank, *made in USA*, röhrt wie ein Achtzylinder im Leerlauf. Karl bestellt frisch gepressten Orangensaft. Der Kellner bringt ihm ein Glas frisches Wasser. Karl drückt es am Haaransatz unter dem Ohr an den Hals. Dann

wischt er sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Der Duft von frisch gemahlenem Kaffee und Kardamom mischt sich angenehm mit dem der Zigaretten, deren dicker, orientalischer Geruch auf halber Höhe durch den Raum schwebt, durchgerührt von den spastischen Flügeln eines von der Decke hängenden Ventilators.

Ein ruhiger Nachmittag steht bevor. Karl hat keine Verabredung, und das ist besser so. Bei dieser Hitze muss seine Kanzlei ein Brutofen sein.

Eine kleine Pause, dann wird er ans Meer gehen. Gegen fünf Uhr brennt die Sonne nicht mehr so heiß, zu dieser Zeit geht die Jugend von Tel Aviv hinunter zum Strand. Er schaut gern den Surfern zu, wie sie mit ihren Brettern über die Wellen sausen.

Da kommt der Orangensaft. Karl trinkt ihn jeden Tag literweise. Dieses Getränk hat den Geschmack seiner Existenz in Israel: bittersüß. Die Orange ist die verbotene Frucht. Karl hat davon gekostet, und er bereut es bitter. Er nimmt sich übel, auf Dr. Hirschfeld gehört zu haben. Der Alte, »Papa«, wie er ihn damals nannte, hatte ihm von den Tugenden und Schönheiten Palästinas vorgeschwärmt. Er hatte nicht alles gesagt. Oder, wie so oft, hatte der Doktor es nicht wissen wollen.

Der Lärm auf der Terrasse ist verstummt. Die Händler sind wieder in ihren Läden. Ein letzter Kunde im Saal bezahlt seine Rechnung. Karl will gerade aufstehen, als er einen Mann hereinkommen sieht; er bleibt kurz auf der Schwelle stehen und richtet dann den Blick auf ihn. Klein, aber von athletischer Korpulenz, dichtes Haar, um die Vierzig; der Neuankömmling trägt eine tadellose weiße Hose und ein blaues kurzärmeliges Hemd, eines, wie Karl es verabscheut.

Der Typ fixiert ihn hartnäckig. Karl zuckt zusammen und schaut instinktiv nach unten, als ob er etwas unter seinem Stuhl verloren hätte. Der Mann sieht gut aus, aber das ist nicht der Grund, weswegen Karl seinem Blick ausweicht. Er wusste sofort, mit wem er es zu tun hat. Er kennt sie, sie tauchen auf, als wenn nichts wäre, und dann nehmen sie dich mit.

Der Typ starrt ihn immer noch an, mit einem Lächeln, das lässig wirken soll. Karl hebt immer noch nicht den Kopf. Er weiß nicht, wie er reagieren soll. In Berlin in einer ähnlichen Situation hätte er vielleicht sein Glück versucht und so getan, als ob er zur Toilette ginge, und wäre dann durch den Lieferanteneingang entkommen.

Der Mann bewegt sich nicht. Karl fragt sich, wie sie es hier in Israel machen.

Bis jetzt hatte er noch nie mit ihnen zu tun gehabt. Er wird keinen Fluchtversuch wagen, das wäre lächerlich. Er hat einen Wohnsitz, eine gut gehende Kanzlei, und die Typen dieser Art wissen alles von einem, wenn sie einen ansprechen wollen.

Wie es jetzt weitergehen wird, steht bereits fest, die Rollen sind verteilt. Karl wird so tun, als ob er gehen wolle, und wenn er an dem Mann im blauen Hemd vorbeikommt, wird er ihn sagen hören: »Herr Fein?« Ach nein, »Herr« gibt es hier nicht, aber es kommt auf dasselbe hinaus. Danach wird der Typ, ohne sich vorzustellen, sagen: »Folgen Sie mir!«

Karl sieht den Typ lächelnd auf sich zukommen.

»Karl Fein?«

Karl schaut hinaus.

»Schalom!«, ruft der Mann.

Karl bringt kein Wort heraus. Dieses klangvolle und herzliche *Schalom* bringt ihn durcheinander. In seinem Kopf dröhnt Hundegebell, gebrüllte Befehle, Flüche.

Der Typ reicht ihm die Hand. Karl muss sie drücken, muss irgendetwas sagen. Aber das ist eine Falle. Gleich wird er sich in einem Wagen wiederfinden, man wird ihm Fragen stellen. Immer dieselben Fragen.

Die Flügel der Ventilatoren kommen ihm plötzlich riesig vor, und nun dreht sich das ganze Café.

»Fühlen Sie sich nicht wohl, mein Herr?«

Karl fühlt die Hand des Typs auf seiner Schulter. Er hört: »Herr, was ist mit Ihnen?« Man hilft ihm, sich zu setzen, der Kellner bringt ein Glas Wasser.

Karl Fein kommt wieder zu sich. Er hat nichts zu befürchten. Er ist israelischer Staatsbürger, er lebt in einem demokratischen Staat, er hat Rechte. Der andere ist Jude wie er.

Karl taucht die Lippen in das Glas. Seine Hand zittert. Das entgeht dem jungen Mann im blauen Hemd nicht.

»Seien Sie doch nicht so nervös, Karl. Ich heiße Dany, ich möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen.«

»Karl ...« Er hat »Karl« gesagt, als ob sie sich schon immer kannten. Diese Vertrautheit verspricht ihm nichts Gutes.

»Was wollen Sie von mir?«

»Erinnern Sie sich an Dr. Magnus Hirschfeld?«

Das Gebrumm des Kühlschranks wird von einem Schluckauf der Zeitschaltuhr unterbrochen. Das bis jetzt unhörbare Schnurren des Ventilators überbrückt die Stille. Der Kellner ist verschwunden. Ein zweiter Typ steht vor der Eingangstür und versperrt den Zugang zum Café.

Karl sieht einen weißen Ford mit offener Hintertür vor der Terrasse stehen.

»Folgen Sie uns!«, befiehlt Dany.